



Gehört werden

Aus dem eigenen Leben erzählen,
ein Gesicht bekommen und Leben bilanzieren

Gert Dressel

Historiker, Fortbilder und „Biografiearbeiter“ am Institut für Palliative Care und OrganisationsEthik, Alpen-Adria Universität Klagenfurt (Standort Wien)

Günter Müller sitzt in einem kleinen Zimmer im alten Hauptgebäude der Universität Wien. Er telefoniert gerade mit einem Herrn in betagtem Alter. Um ihn herum stehen Ordner für Ordner aneinandergereiht, auf seinem Schreibtisch stapeln sich zahlreiche Texte in A4-Kuverts. Wir befinden uns in der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen.*

* <https://wirtschaftsgeschichte.univie.ac.at/forschung/doku-lebensgeschichten/>

Vor über dreißig Jahren wurde hier damit begonnen, schriftliche Lebenserinnerungen von vor allem SeniorInnen zu sammeln und zu archivieren. Inzwischen finden sich in der „Doku“, wie die Einrichtung verkürzend genannt wird, mehrere tausend Texte von mehreren tausend AutorInnen – meist keine professionellen LiteraturInnen wohlgeachtet, sondern VertreterInnen aus allen Bevölkerungsschichten.

Menschen sind „Geschichtenerzähler“. Das haben schon die beiden französischen Strukturalisten Roland Barthes und Claude Lévi-Strauss – der eine Philosoph, der andere Ethnologe – gemeint. (vgl. Viehöver 2001, 178) In der Spätmoderne oder Postmoderne sind Menschen vor allem zu ErzählerInnen über ihr je eigenes Leben (vgl. Alheit 1993) geworden. Das hat mit den historischen Brüchen und gesellschaftlichen Dynamiken zu tun, die Menschen auch im deutschsprachigen Raum – ob als hier Geborene oder als ZuwandererInnen – im Verlaufe ihres Lebens in den vergangenen Jahrzehnten erfahren haben. Vormalig relativ stabile institutionelle Identitätsangebote und soziale Zugehörigkeiten (Milieu, politische Parteien, Kirchen, Beruf, Heimatort usw.) haben ebenso an Bedeutung verloren, wie sich gesellschaftliche Wertvorstellungen (z. B. bzgl. Familie, Geschlecht, Sexualität) seit den 1960er-Jahren nicht unwesentlich transformiert haben. Und im Bereich der menschlichen Kommunikation geht seit gut zwanzig Jahren ein revolutionärer Wandel voran, der grundlegend in den Alltag der Menschen interveniert. Mit all diesen und anderen Veränderungen und Brüchen müssen Menschen umgehen – nicht nur Betagte oder Hochbetagte. Neben neuen Möglichkeitsräumen, die damit für nicht wenige geschaffen worden sind, erfahren viele die eine oder andere Facette des gesellschaftlichen Wandels als Irritation oder zumindest als Herausforderung. Denn die eigene individuelle Biografie, die sich ja stets im Zusammenspiel mit Geschichte und Gesellschaft konstituiert, ist brüchiger und widersprüchlicher geworden.

Wer bin ich, wenn ich beispielsweise als heute Neunzigjähriger im Verlaufe meines Lebens mehrere sich widersprechende religiöse und auch politische Glaubensbekenntnisse unterschrieben habe, wie das die Schriftstellerin Christa Wolf (1999, 551) einmal genannt hat. Oder wenn ich in meinem langen Leben meinen Wohn- und Arbeitsort mehrmals gewechselt habe, wenn ich im Alter von knapp zwanzig Jahren nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft nicht mehr in mein Heimatdorf zurückkonnte, wenn mein Enkel heutzutage in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft lebt?

Über sich selbst zu erzählen, kann dabei unterstützen, das eigene Leben in seinem „flexiblen“ Charakter (Sennet 1999) bzw. in all seiner Widersprüchlichkeit und all seinen Widerfahrnissen zu ordnen und in eine kohärente Story zu integrieren. Übrigens: Wir alle (zumindest fast alle) kennen und praktizieren eine solche Biografiearbeit im Alltag. Die meisten von uns haben Erfahrungen damit, aus dem eigenen Leben zu erzählen, womit wir unsere eigene Biografie auch immer wieder aufs Neue herstellen. (vgl. Dausien 2004)

Inzwischen gibt es zahlreiche institutionalisierte Orte einer solchen narrativ orientierten Biografiearbeit. Die erwähnte Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen gehört ebenso dazu wie diverse lebensgeschichtliche Bildungs-, Kultur- und Sozialprojekte mit älteren Menschen und auch zahlreiche Gesprächskreise, Erzählcafés, Biografiegruppen oder Erinnerungsnachmittage, zum Beispiel in Seniorenwohnhäusern, Pfarren, Nachbarschaftszentren oder Museen, bei denen der Fokus auf den mündlichen Erzählungen der jeweils Teilnehmenden liegt. Hier und anderswo wird betagten und hochbetagten Menschen die Möglichkeit geboten, sich lebensgeschichtlich zu erinnern und zu erzählen. In einer Lebensphase, in der die eigene Zukunft eine absehbare ist, können sie sich dort noch einmal eines guten Lebens vergewissern und ihr Leben bilanzieren. (Dressel 2010)

Erzählen ermöglichen

In dem Gemeindeamt eines niederösterreichischen Dorfes sitzen sich eine ältere Dame und ein älterer Herr gegenüber. Letzterer ist der Altbürgermeister des Ortes und zugleich einer von zahlreichen engagierten HeimatforscherInnen in der gesamten Region, die im Rahmen eines intergenerationellen Projekts annähernd zweihundert ältere Menschen über ihre Lebensgeschichten und Alltagserfahrungen interviewen. In diesem Fall kommt die Interviewte nicht wirklich ins Erzählen. Der Altbürgermeister fragt: „Name?“ Ihre Antwort ist dementsprechend kurz. „Du bist in die Schule gegangen in ...?“ – „In Neudorf, bei der Frau Lehrer Steiner in der ersten Klasse, die war recht lieb.“ – „Kannst du ein bisschen lauter reden?“ „Jaja.“ „Der Schulweg war ein Fußweg für dich, ohne Autobus und ohne Schulbus.“ – „Circa drei Kilometer.“ – „Hast du Geschwister?“ – „Ja, drei sind von der ersten Frau und zwei von der zweiten Frau.“ – „Und der Bruder, eben von der zweiten Frau, der lebt noch, der Karl.“ – „Der ist ein 1926er.“

Erzählen ist voraussetzungsvoll, nichts Selbstverständliches, obwohl es uns als sehr vertraute Form erscheint. Doch in unserem dominanten alltäglichen Kommunikationsverhalten neigen wir zur Rede und Gegenrede, letztlich zu einer Diskussion. Und ein Interview, das ursprünglich als ein narrativ-lebensgeschichtliches gedacht ist, kann schon einmal zu einer Verhörsituation mutieren, in der der Interviewer – der Altbürgermeister noch dazu, und man sitzt ja am Gemeindeamt – die Interviewte ausfragt.



Um Menschen ins Erzählen über sich selbst zu bringen, braucht es vor allem eine Haltung, nämlich die des Zuhörens. Dabei ist gerade das Zuhören „kein passiver Akt (...). Ich muss zunächst den Anderen willkommen heißen, das heißt den Anderen in seiner Andersheit bejahen. Dann schenke ich ihm Gehör. Zuhören ist ein Schenken, ein Geben, eine Gabe. Es verhilft dem Anderen erst zum Sprechen“, weil es Vertrauen mit Begegnung schaffen kann. (Han, 2016, 93)

Für ein Erzählcafé bzw. einen lebensgeschichtlichen Gesprächskreis (vgl. Kohn, Caduff 2010)¹ bedeutet das, dass der oder die ModeratorIn einen dialogischen Raum ermöglicht, in dem sich Erzählen und Zuhören zwischen allen Beteiligten wechselseitig bedingen. Im Dialog geht es nicht darum, eine „Wahrheit“ durch Diskussion und Argumente zu generieren (vgl. Dressel 2017), sondern verschiedenen Erfahrungen von unterschiedlichen Menschen einen legitimen Platz zu geben.

Als mögliche sinnvolle Themen solcher dialogischer, biografisch orientierter Erzählrunden oder Erzählcafés eignen sich insbesondere anthropologische bzw. menschliche Elementarerfahrungen (Dressel 1996) – Themen, die alle Menschen erfahren, dies aber je nach Zeit, Ort, Geschlechtszugehörigkeit und anderen Diversitätskriterien unterschiedlich. Dazu gehören Themen wie Kindheit oder auch Altsein, Geburt sowie Sterben und Tod, aber auch Lernen, Essen und Trinken oder Care, also das „Sich-Sorgen“ bzw. „Sorge tragen.“ (vgl. Reitinger et al 2016)

¹ Vgl. auch den „Leitfaden und Materialien“ für Erzählcafés des Netzwerks Erzählcafé Schweiz: http://www.netzwerk-erzählcafé.ch/data/2016/Leitfaden_24.8.17_gestaltet.pdf

Es zählt, was erzählt werden kann

Es ist schon mehr als zwanzig Jahre her: Elisabeth, Mitte achtzig, gilt als dement, regelmäßig vergisst sie zum Beispiel vereinbarte Termine mit ÄrztInnen. Die Termine des von Katharina Novy und mir moderierten lebensgeschichtlichen Gesprächskreises in dem Wiener Seniorenwohnhaus, in dem sie lebt, vergisst sie allerdings nie. Bereits während der ersten Termine der Erzählrunde erzählt sie rege über ihre Kindheit. Doch erst als Hermine, eine andere Teilnehmerin, über ihre eigenen Verfolgungserfahrungen im Austrofaschismus (1933 bis 1938) und im NS-Staat erzählt, sagt Elisabeth: „Ich bin ja eine Jüdin.“ Die Erfahrungen der TeilnehmerInnen in der Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs werden in den kommenden Wochen zu einem wichtigen Fokus im Gesprächskreis. Aber Elisabeths persönliche Erinnerung setzt mit dem Jahr des „Anschlusses“ Österreichs an Nazi-Deutschland 1938 aus und setzt erst mit der Befreiung 1945 wieder ein. „Und wenn sich micherschlagen, ich kann mich nicht erinnern“, sagt sie einmal. Sie möchte sich aber erinnern.

Vergessen war für Elisabeth nach 1945 und in den Jahrzehnten danach, als die Mehrheitsgesellschaft den Geschichten von jüdischen Überlebenden und anderen Verfolgten noch kein Gehör schenkte, zu einer Überlebensstrategie geworden. (Dressel, Novy 1996) Und erst als sie sicher sein konnte, dass ihre jüdische Identität zumindest in der sich regelmäßig treffenden Gesprächsrunde anerkannt und nicht abgewertet wird, konnte sie sich als Jüdin „outen“.

Erinnern ist immer ein retrospektiver und interpretativer Akt – bei uns allen: Einige Erinnerungen werden aussortiert, andere vergessen oder sind schon längst vergessen worden, wieder andere mit einer prominenten Bedeutung versehen. (vgl. Dressel, Novy 2009) Gerade über dieses Wechselspiel von Erinnern, Selektieren und Vergessen werden rote Fäden, Kausalität und Kontinuität, wird letztlich eine personale Identität – quasi ein Gesicht – vor sich selbst und anderen narrativ hergestellt und komponiert. (vgl. Bateson 1990) Und: Was vergessen wird und nicht erzählt werden kann und will, verweist stets auf Normen und Regeln des sozialen Umfelds, in dem Menschen leben. (vgl. Sieder 1999) Was kann ich hier erzählen, weil es hier in guten Händen ist? Über was möchte ich lieber schweigen, weil ich nicht vertraue?

An autobiografische Äußerungen wird oft der Anspruch gestellt, dass sie wiedergeben, „wie es wirklich gewesen ist“. Auch die in Mode gekommenen Biografiebögen, auf deren Basis beispielsweise Menschen bei ihrem Einzug in ein Seniorenwohnhaus nach biografischen Fakten und Ereignissen gefragt werden, zielen darauf, die angeblich „relevanten“ Fakten, Ereignisse und lebensgeschichtlichen Daten einer Person zu eruieren – und das zu einem Zeitpunkt, zu dem Menschen ihrem neuen Umfeld womöglich noch ein wenig misstrauisch, zumindest abwartend gegenüberstehen. Eine Praxis, die zuvorderst auf das Sammeln von biografischen Daten abzielt, unterscheidet sich von einer, die biografischen Geschichten Raum und Zeit gibt. Die erste dient vor allem der dokumentierenden Organisation selbst, die zweite dagegen und zunächst den Erzählenden. Freilich kann die eine Praxis ein Vehikel für die andere sein. Biografiebögen und andere mehr oder weniger standardisierte Verfahren, wie beispielsweise Patientenverfügungen, können von hauptamtlichen oder ehrenamtlichen Personen als ein bestimmtes Angebot definiert werden. Dessen Ziel wäre weniger der vollständig ausgefüllte Biografiebogen oder die unterschriebene Patientenverfügung, sondern das vertrauensvolle Gespräch, in dessen Verlauf die eine oder andere Erinnerung und Erzählung, die für die Erzählenden bedeutsam sind, überhaupt erst generiert wird.

Elisabeth hat sich dann übrigens doch noch an einige Erfahrungen in der NS-Zeit erinnert. Geschichten aus Gettos und Konzentrationslagern fielen ihr meist dann ein, wenn andere TeilnehmerInnen erzählten. Das Zuhören und Ausredenlassen war eine der gemeinsam vereinbarten Regeln der Erzählrunde. Doch bezüglich Elisabeth stellten die TeilnehmerInnen eine neue Regel auf: „Elisabeth, wenn dir etwas einfällt, darfst du immer unterbrechen.“ Und Hermine meinte einmal: „So etwas gibt sehr viel, wenn man sprechen kann.“



Erzählen im „Kleinen“

In einem ostwestfälischen Krankenhaus: Paul, selbst bereits im Rentenalter, engagiert sich ehrenamtlich für den Aufbau einer Bibliothek. Regelmäßig zieht er mit einem Wagen mit Büchern von Pflegezimmer zu Pflegezimmer. Dabei kommt er mit den oft bettlägerigen Menschen in ein kurzes Gespräch – weniger über die Bücher, stattdessen über kleine, aber wichtige Aspekte ihres Lebens: wie es war, wie es jetzt ist. Circa hundert Kilometer weiter südlich: Schon seit zwei Jahren pflegt der pensionierte Gerhard seine bettlägerige Ehefrau Emmi. Regelmäßig liest er ihr kleine Passagen aus den publizierten schriftlichen Lebenserinnerungen und Alltagserfahrungen anderer Menschen vor. Darüber kommen sie in kurze Gespräche über das gemeinsame Früher: „Weißt du noch ...?“

Nun mögen viele – und das zurecht – einwenden, aufgrund eines engen zeitlichen Korsetts keine Zeit für die Organisation und Durchführung von Gesprächskreisen oder Erzählcafés in ihrer jeweiligen Institution zu haben. Schließlich mögen sie – auch das zurecht – einwenden, dass nicht alle hochbetagten Menschen ein solches Angebot aufgrund der Einschränkungen in ihrem Alltag überhaupt nutzen können. Aber es müssen ja nicht immer Erzählcafés oder aufwendige Projekte sein. Manchmal sind es die vielen kleinen Situationen im Alltag mit betagten und hochbetagten Menschen, in denen quasi zwischendurch sensibel und interessiert nach einer persönlichen Geschichte gefragt werden kann, die auch nicht sofort für eine Pflegedokumentation festgehalten werden muss und soll. Und wenn für das Fragen und Erzählen nur fünf Minuten zur Verfügung stehen sollten, so können die Erzählenden diese fünf Minuten als etwas erfahren, in denen sie endlich einmal für sich selbst und für ein Gegenüber als Individuum sichtbar geworden sind.

Wilhelmine, inzwischen 94 Jahre alt, schreibt zum Abschluss eines kurzen Textes über eigene Pflegeerfahrungen an die Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen: „Es hat mich sehr gefreut, dass ich etwas schreiben durfte“. Wilhelmine kann nicht mehr wie früher an Erzählcafés teilnehmen, weil sie ihre Wohnung nicht mehr verlassen kann, aber sie weiß, dass ihr kurzer, in zitteriger Schrift geschriebener Text gelesen wird.

Übers Erzählen und Zuhören lernen und verstehen

In einem Fortbildungsseminar zur Biografiearbeit für hauptamtliche MitarbeiterInnen von Wiener Seniorenwohnhäusern und Pflegeheimen erzählen die TeilnehmerInnen selbst. Thema ist: „Erfahrungen in der eigenen Kindheit und Jugend mit Essen und Trinken“. Sie erzählen über persönliche Erlebnisse, zum Beispiel zu Festtagen, im familiären Alltag und in der Schule. In ihren Geschichten über Gemeinschaften und Zugehörigkeiten erinnern sie sich etwa an frühere Weihnachtsessen zurück. Es sind aber auch Geschichten über soziale Unterschiede, wenn etwa die Mitschülerin stets eine Jause dabei hatte, die viel appetitlicher war als das eigene sparsame Pausenbrot. Es sind ebenso Erinnerungen an Ekel und Ohnmacht, wenn es zu Hause wieder einmal ein bestimmtes Gemüse gab, das unter allen Umständen aufgegessen werden musste. Essen und Trinken sind so wie viele andere alltäglichen Themen biografisch sehr bedeutsam: „für uns selbst, aber auch für die von uns Betreuten und Gepflegten“. Und: „Es war wertvoll, sich über die Geschichten neu kennenzulernen.“ Das sind zwei von mehreren Rückmeldungen der TeilnehmerInnen zu diesem Fortbildungsseminar.

Auch „uns“ tut erzählen oft gut. Auch „uns“ tut es zuweilen gut, wenn „uns“ einmal zugehört wird – als Angehörige von Menschen mit erhöhtem Pflegebedarf beispielsweise oder als Haupt- oder Ehrenamtliche, die sich um andere Menschen tagtäglich kümmern. So hilfreich fall- und lösungsorientierte Supervisionen sein können, so sinnvoll kann eben auch ein nicht unmittelbar lösungsorientiertes dialogisches Erzählen und Zuhören sein. In solchen Settings mit anderen, die eine ähnliche Rolle oder Funktion haben wie ich selbst, kann ich erfahren, dass es anderen in ihren aktuellen und vergangenen Erlebnissen – in ihren Ängsten und Belastungen wie Hoffnungen und Freuden – nicht völlig gleich, aber ähnlich geht und gegangen ist wie mir selbst. Ich bin damit nicht allein. Das kann Akzeptanz, Beziehung und Vertrauen zwischen den Beteiligten schaffen und damit letztlich Orientierung oder zumindest Entlastung für die Beteiligten.

Das Geschichtenerzählen und Zuhören ist nicht nur eine Praxis, mit der man quasi selbstlos den Erzählenden Gutes tun kann. Mit ihr kann vielmehr eine Dynamik, letztlich ein wichtiges Lernen stattfinden – und zwar bei allen Beteiligten, bei Erzählenden wie Zuhörenden. (vgl. Hartung et al 2001) ErzählerInnen ordnen sich im Akt des Sich-selbst-Erzählens neu und betreiben Biografie- und Identitätsarbeit; gleichzeitig können die Zuhörenden im Akt des Zuhörens ein besseres Verständnis für das erzählende Gegenüber und überhaupt einen erweiterten Wahrnehmungs- und Deutungshorizont entwickeln. Jedem Zuhören von konkreten persönlichen Erzählungen liegt eine potenzielle, aber produktive Irri-



tation oder Überraschung zugrunde. Je mehr ich mich auf die Erfahrungen und Geschichten von anderen einlasse, umso weniger kann ich sie mit meinen bisherigen professionellen und alltagstheoretischen Hypothesen, Kategorien und Analysemustern erklären. Angesichts eines eng getakteten Versorgungsalltags in vielen Pflegeeinrichtungen ist ein solches plötzliches Nicht-Wissen in gewisser Weise eine Zumutung – einerseits. Andererseits kann ich aber beispielsweise bestimmte Verhaltensweisen von Personen sukzessive besser oder anders als zuvor verstehen – und zwar aus ihrem biografischen Zusammenhang heraus. Um exemplarisch wieder auf das „Essen und Trinken“ zurückzukommen: Wenn hochbetagte Menschen in Pflegeheimen regelmäßig ihre Erbsen- oder Linsenmahlzeiten unangetastet lassen, kann dies natürlich verschiedene Gründe haben. Manchmal aber kann man von der einen oder dem anderen persönliche Geschichten aus einer städtischen Nachkriegszeit hören, als es nur mehr Hülsenfrüchte, die von Würmern durchzogen waren, zu essen gab.

Epilog

Ottilie nimmt seit mehreren Jahren mit zwanzig bis dreißig anderen TeilnehmerInnen an einem regelmäßigen lebensgeschichtlichen Gesprächskreis in einem Wiener Museum teil². Einmal meint sie, dass diese Runde inzwischen für sie zu ihrem wichtigsten Ort außerhalb ihrer Wohnung geworden sei: die Erzählungen, der Austausch, die vielen neuen Kontakte ... 2016 erkrankt Ottilie schwer; sie ist zunächst im Krankenhaus, wieder zu Hause benötigt sie Pflege. Keiner weiß, ob Ottilie jemals noch einmal den Gesprächskreis besuchen kann. Doch ihr Zustand bessert sich ein wenig. Im Februar 2017 nimmt sie wieder an der Runde teil und ist voller Vorfreude auf das nächste Treffen im März. Anfang März erfahre ich, dass Ottilie verstorben ist. Ihr möchte ich diesen Beitrag widmen.

2 Vgl. <http://www.wienmuseum.at/de/vermittlung/fuer-senioren/gesprachskreise-im-wien-museum.html>

Literatur:

- Alheit P. (1993): Transitorische Bildungsprozesse. Das „biographische Paradigma“ in der Weiterbildung. In: Mader W (Hrsg) Weiterbildung und Gesellschaft. Theoretische Modelle und politische Perspektiven. 2. Aufl. Universität Bremen, Bremen, S. 343–416.
- Bateson M. C. (1990): Composing a Life. New American Library, New York.
- Dausien B. (2004): Geschlecht und Biografie. Anmerkungen zu einem vielschichtigen theoretischen Zusammenhang. In: Miethe I. et. al. (Hrsg) Geschlechterkonstruktionen in Ost und West. Biografische Perspektiven. Lit-Verlag, Münster, S. 19–44.
- Dressel G. (2010): Es zählt, was erzählt werden kann. Biografiearbeit als narrative Grundhaltung. In: Praxis Palliative Care. Es zählt, was erzählt werden kann, Heft 6, S. 4–6.
- Dressel G. (1996): Historische Anthropologie. Eine Einführung. Böhlau, Wien u.a.
- Dressel G., Novy K. (1996): 5 x Wien. Lebensgeschichten 1918–1945. Verband Wiener Volksbildung, Wien.
- Dressel G., Novy K. (2009): Vergessen gehört zum Erinnern. „So etwas gibt sehr viel, wenn man sprechen kann“. Biografiearbeit als Bildungsarbeit. In: tools. Österreichische Fachzeitschrift für Erwachsenenbildung, Heft 49, S. 8–10.
- Dressel G. (2017): Über den voraussetzungsvollen Dialog – zum Beispiel zwischen Wissenschaften und Künsten. In: Ingrisch D. et. al. (Hrsg) Wissenskulturen im Dialog. Experimentalmräume zwischen Wissenschaft und Kunst, transkript, Bielefeld, S. 85–96.
- Han B-Ch. (2016): Die Austreibung des Anderen. Gesellschaft, Wahrnehmung und Kommunikation heute. S. Fischer, Frankfurt am Main.
- Hartung O. et. al. (2011): Lernen und Erzählen interdisziplinär. Verhältnisse, Grenzen und offene Fragen. In: Dies (Hrsg) Lernen und Erzählen interdisziplinär. VS Verlag, Wiesbaden, S. 11–23.
- Kohn J., Caduff U. (2010): Erzählcafés leiten. Biografiearbeit mit alten Menschen. In: Haupt B. et. al. (Hrsg.) Biografiearbeit und Biografieforschung in der Sozialen Arbeit. Beiträge zu einer rekonstruktiven Perspektive sozialer Professionen. Peter Lang, Bern et. al., S. 193–216.
- Reitinger E. et. al. (2016): Who cares? Wen kümmerst's? Szenen und Kulturen des Sorgens. Kursbuch palliative care 13/2016. Institut für Palliative Care und OrganisationsEthik der Alpen Adria Universität Klagenfurt, Wien, Graz.

- Sennett R. (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin Verlag, Berlin.
- Sieder R. (1999): Gesellschaft und Person. Geschichte und Biographie. Nachschrift. In: Ders (Hrsg.) Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen. Turia + Kant, Wien, S. 234–264.
- Viehöver W. (2001): Diskurse als Narrationen. In: Keller R et al (Hrsg) Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd 1. Theorien und Methoden. Leske + Budrich, Opladen, S. 177–206.
- Wolf C. (1999): Kindheitsmuster. Luchterhand, München



Mag. Dr. Gert Dressel
Historiker, Fortbilder und „Biografiearbeiter“ am Institut für Palliative Care und Organisations-Ethik, Alpen-Adria Universität Klagenfurt (Standort Wien)
gert.dressel@aau.at

LEBEN KÖNNEN. STERBEN DÜRFEN.

BILDUNGSANGEBOTE PALLIATIVE GERIATRIE

Aus der Praxis in die Praxis.

- Mehr Wissen und Haltung rund um Palliative Geriatrie
- Praxisworkshops, Kurse und Zusatzqualifikationen
- Nationale und internationale ExpertInnen
- Veranstaltungen zertifiziert von FGPG, DGP, DHPV

palliative-geriatrie.de/bildung | Telefon +49 30 42265838



KPG Bildung



UNION
HILFS
WERK

KOMPETENZ
ZENTRUM
PALLIATIVE
GERIATRIE
Bildung · Pflege · Hospiz

Fachpartner:

FGPG



die hospiz zeitschrift

palliative care



Herausgeber
Deutscher Hospiz- und
PalliativVerband e.V.

Schwerpunkt
**Gespräche mit
Sterbenden**

4 | 2017
Nr. 75 19. Jg
ISSN 16173686



*Lebe so, dass du nicht
rückblickend sagen musst:
Gott, wie habe ich mein Leben vertan.
Elisabeth Kübler-Ross*

Impressum

die hospizzeitschrift palliative care, 19. Jahrgang 2017,
ISSN 1617-3686, erscheint vierteljährlich.
Namentlich gekennzeichnete Beiträge erscheinen unter
Verantwortung der Verfasser und geben nicht automatisch
die Meinung der Redaktion wieder.

Herausgeber

Deutscher Hospiz- und PalliativVerband e.V.
Aachener Str. 5, 10713 Berlin
Tel.: 030/8200 75 80
info@dhpv.de
www.dhpv.de

Verlag

der hospiz verlag Caro & Cie. oHG
Kimmichweilerweg 56
73730 Esslingen
Tel. 0711/31087341
www.hospiz-verlag.de
info@hospiz-verlag.de

Redaktion

Nadine Lexa
nadine.lexa@hospiz-verlag.de

Anzeigen

Stephanie Burkhardt
burkhardt@hospiz-verlag.de

Schriftleitung

Katharina Heimerl

Entwurf und Gestaltung

Evgenia Motz, emconcept

Satz und Layout

der hospiz verlag Caro & Cie. oHG

Druck

LW-Flyerdruck

Abonnementsservice und Einzelbestellungen

Frau Rother, Brockhaus Commission
Tel.: 07154/13 27 37
hospiz@hospiz-verlag.de

Abonnementpreise und Bedingungen

Das Abonnement umfasst vier Ausgaben im Kalenderjahr
und beträgt ab 2018 € 55,00 zuzüglich Versandkosten;
€ 7,50 im Inland und € 16,00 im europ. Ausland. Der Preis
für Einzelhefte beträgt € 15,00 zuzüglich Versandkosten;
Inland € 1,90, europ. Ausland € 4,00. Das Abonnement
wird mit der ersten Ausgabe im Jahr im Voraus berechnet
und zur Zahlung fällig. Das Abonnement kann jederzeit
begonnen werden. Kündigung des Abonnements erfolgt
schriftlich bis zum 1. Oktober eines Jahres an den Verlag.
Die Bezugsdauer verlängert sich automatisch jeweils um
ein Jahr.

Informationen für Autoren

www.hospiz-verlag.de

Bildnachweis

Titel, Seite 3: © der hospiz verlag
Seite 4, 5, 6, 47: © fotolia.de
Seite 8: © Deniz Altindas on Unsplash.com
Seite 4, 20, 41: © pexels.com
Seite 12, 48: © pixabay.de
Seite 15: © Martin Büdenbender, pixelio.de
Seite 17: © Hospiz Brandenburg an der Havel
Seite 22, 25: © Didi Sattmann für Wien Museum
Seite 24: © Anna Hostalek
Seite 27-32: © www.30-Gedanken-zum-tod.de
Seite 38: © Hospiz Niebüll



Herausgeber-Beirat:

Bernhard Bayer, Stuttgart
Marie-Luise Bödiker, Paderborn
Gian Domenico Borasio, Lausanne
Klaus Dörner, Hamburg
Monika Führer, München
Marcel Globisch, Olpe
Gerda Graf, Kreuzau
Reimer Gronemeyer, Gießen
Katharina Heimerl, Wien
Gerhard Höver, Bonn
Thomas Klie, Freiburg
Susanne Kränzle, Esslingen
Friedemann Nauck, Göttingen
Lukas Radbruch, Bonn
Sepp Raischl, München
Werner Schneider, Augsburg
Anja Schneider, Dessau
Veronika Schönhofer-Nellessen, Aachen
Birgit Weihrauch, Düsseldorf

Herausgeber:



Deutscher Hospiz- und
PalliativVerband e.V.

Verlag:

der
hospiz
verlag

der hospiz verlag Caro & Cie. oHG



Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

Am Beginn der modernen Hospizbewegung stehen zwei charismatische Frauen – Dame Cicely Saunders und Elisabeth Kübler-Ross. Beiden ist es gelungen, jeder auf ihre ganz besondere Weise, das Schweigen rund um Sterben, Tod und Trauer, und das Schweigen rund um die Sterbenden zu brechen. Cicely Saunders entwickelt Mitte der 1960er Jahre das bis heute für Palliative Care so zentrale Konzept „Total Pain“. Sie erläutert die Prinzipien von Total Pain in der Zeitschrift „Nursing Mirror“ auf Basis von einem Gespräch mit Mrs. Hinson, einer schwer krebserkrankten Patientin in St. Joseph's Hospice in London. Das Gespräch mit Mrs. Hinson wird auch heute noch weitreichend in der Palliative-Care-Literatur und in Weiterbildungen zitiert. Etwa um dieselbe Zeit begann Elisabeth Kübler-Ross in der Universitätsklinik in Chicago Gespräche mit sterbenden Menschen zu führen, die sie 1969 erstmals in dem Band „On death and dying“ (Deutsche Übersetzung: Interviews mit Sterbenden) veröffentlicht. Auch Kübler-Ross baut ein bedeutendes Konzept auf den Gesprächen mit Sterbenden auf: die fünf Phasen der Trauer.

Palliative Care ist ein Ansatz, der sich durch mehrere Prinzipien auszeichnet. Wir haben Ende der 1990er Jahre am Institut für Palliative Care und OrganisationsEthik¹ folgende „IFF²-Prinzipien“ für Palliative Care benannt: Interprofessionalität, Interdisziplinarität, Interorganisationalität, Interreligiosität und – im Zentrum das wichtigste Prinzip – die radikale Patientenorientierung. Die Betroffenen – PatientInnen, KlientInnen, Gäste – und ihre Angehörigen stehen im Zentrum aller Bemühungen in Palliative Care.

Aus einer Public-Health-Perspektive bedeutet „radikale Patientenorientierung“, dass Sorgeskultur von den Betroffenen her gedacht und Hospiz- und Palliativversorgung von den Betroffenen her geplant wird. Voraussetzung ist, dass bekannt ist, was die Betroffenen wünschen, dass die Betroffenen eine Stimme haben und ge-

hört werden. Diesem besseren Verständnis der Bedürfnisse der Sterbenden, dem, was sie zu sagen haben, und den Fragen, wie Menschen, die sich für Praxis und Forschung in Hospiz- und Palliative Care engagieren, gut mit den Sterbenden ins Gespräch kommen können, ist diese Ausgabe der Hospizzeitschrift gewidmet.

Ich wünsche Ihnen eine interessante Lektüre mit dieser Ausgabe der hospizzeitschrift.



Ihre
Katharina Heimerl

- 1 Das Institut für Palliative Care und OrganisationsEthik wurde 1998 als Abteilung Palliative Care, Organisation und Pflege gegründet, gehört heute zur IFF an der Universität Klagenfurt in Österreich
- 2 IFF steht für Fakultät für interdisziplinäre Forschung und Fortbildung.

Schwerpunkt:

Gespräche mit Sterbenden

hospiz
wissen



Gespräche über das
'gute Sterben'

*Katharina Heimerl, Klaus Wegleitner,
Patrick Schuchter, Barbara Egger*

| 6

Warum entscheiden sich
Menschen für das Hospiz?

Interviews mit Gästen und Angehörigen
im Hospiz Brandenburg an der Havel

Hartmut Jäckel

| 12

Gehört werden

Aus dem eigenen Leben erzählen,
ein Gesicht bekommen und
Leben bilanzieren

Gert Dressel

| 20



30 Gedanken –
Eine Diskursreihe zum
Thema Sterben & Tod

*Christian Schulz-Quach
Martin W. Schnell*

| 27

Das Sterben und damit
auch die Sterbenden in die
Gesellschaft integrieren

*Martin Klumpp im Gespräch
mit Karin Caro*

| 34

Am Lebensende.
Alltag im Hospiz und die
Erfahrung zu sterben

*Renate Orthmann im Gespräch
mit Christine Bruker*

| 38



**hospiz
gespräch**



Kommunikation mit Menschen
mit Demenz am Lebensende

Marina Kojer

| 46

**hospiz
praxis**

Trauer, die keine ist –
Professionelle und Verluste:
ein Diskussionsbeitrag

Monika Müller

| 51

**hospiz
diskussion**

Stellenanzeigen | 52

Veranstaltungen | 54

Impressum und Bildnachweis | 2

**hospiz
service**